

für die Thematik eine regionale Öffentlichkeit her und setzt dabei auf „win-win“-Strategien zwischen betroffenen Familien, Kommunalpolitik und gewerblicher wie öffentlicher Wirtschaft. Das Konzept trägt zudem dem Querschnittscharakter der Herausforderungen Rechnung. Die sich bildenden familienpolitischen Netzwerke sind für die Nachhaltigkeit der beschlossenen Maßnahmen von entscheidender Bedeutung – mit konkreten Konsequenzen für die Lebensqualität von Familien in der Region.

Das Anliegen des Verfassungsgerichtsurteils war es nicht nur, in schöner Regelmäßigkeit einmal mehr an die wichtige Aufgabe der Familienpolitik zu erinnern. Es wollte vielmehr mit seinen konkreten Vorgaben und Auflagen eine Richtungsänderung der deutschen Steuer-, Sozial- und Gesellschaftspoli-

tik bewirken: Es wollte nachhaltige Verbesserungen für Familien erwirken. Dieses Anliegen kann aber nur dann realisiert werden, wenn der moralische Impuls nicht mehr nur von außen an die vorhandenen politischen Institutionen herangetragen wird.

Er muß vielmehr in Veränderungen des institutionellen Rahmens politischer Entscheidungen auf allen Ebenen umgemünzt werden. Dazu sind eine Reihe von Vorschlägen ausgearbeitet worden. Regionale und kommunale Diskursprojekte wie der Familien-Tisch können hier ein weiterer Baustein sein. Sie setzen an vorhandenen lokalen Potentialen an und verlangen damit keine tiefgreifenden politischen Systemkorrekturen. Bei Berücksichtigung der genannten Erfolgsfaktoren versprechen sie wirksame und nachhaltige Veränderungen vor Ort.

André Habisch

Modernes Fossil

Das „Wort zum Sonntag“ hat sich verändert

Die Verkündigungssendung „Das Wort zum Sonntag“ gehört zum Urgestein des deutschen Fernsehens. Nach einem starken Rückgang der Zuschauerzahlen in den vergangenen Jahren erscheint sie seit Anfang Februar mit neuem Format. Martin Thull, Leiter des Katholischen Instituts für Medieninformation in Köln, charakterisiert das Anliegen der Sendung, stellt die Neuerungen vor und bewertet sie.

„Gott ist nicht tot, er ist nur beim Wort zum Sonntag eingeschlafen!“ Eine Diagnose, die sich die Verantwortlichen zu Herzen genommen haben, kommt sie doch von einem, der es seit Februar besser machen will. *Stephan Wahl* ist einer der „Neuen“, die im renovierten Klassiker des Ersten Deutschen Fernsehens versuchen sollen, mehr Zuschauer als zuletzt anzusprechen und für vier Minuten an den Schirm zu binden. Wie ein Fels in der Brandung steht das „Wort zum Sonntag“. Unverwüstlich, so scheint es, trotz dieses geradezu antike Fernsehformat allen Stürmen der umgebenden Bilderflut. Seit jetzt fast 45 Jahren ist es auf Sendung; lediglich die „Tageschau“ ist älter. Nur: Der Nachrichtenklassiker der ARD hat seinen Auftritt in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder dem Publikumsgeschmack angepaßt, ohne deshalb an Glaubwürdigkeit zu verlieren, ohne also auch die Inhalte den gewandelten Sehgewohnheiten anzugleichen. Nicht zuletzt der *Quotendruck* auch für die Verkündigungssendung Wort zum Sonntag veranlaßte die Verantwortlichen, über eine mehr oder minder starke Veränderung des einzigen regelmäßigen kirchlichen Programmtermins im Gemeinschaftsprogramm der ARD nachzudenken und vorsichtige Retuschen anzubringen.

Von 3,7 Millionen Zuschauern im Jahre 1992 (was einem Marktanteil von fast 17 Prozent entsprach) sank die *Reichweite* auf zuletzt etwa zwei Millionen Zuschauer mit einem Marktanteil von unter zehn Prozent. Der typische Zuschauer – besser die typische Zuschauerin – ist über 50 Jahre alt, mit mittlerer Schulbildung, eher katholisch denn evangelisch und aus dem Westen Deutschlands. Frauen und Männer ab 50 Jahren machen mehr als zwei Drittel des Publikums aus. Mit weitem Abstand folgen die 30- bis 49jährigen mit etwa 500 000; etwa 180 000 jüngere Erwachsene zwischen 14 und 29 Jahren bilden die kleinste Zuschauergruppe. Vor allem hier zusätzliches Publikum zu gewinnen, ist Anliegen der Reform, deren Ergebnis seit dem 6. Februar jeden Samstagabend zwischen „Tagesthemen“ und Spätfilm zu besichtigen ist. Aber auch „religiöse Rede braucht Quote“, weiß *Johanna Haberer*, Rundfunkbeauftragte der EKD.

Das Wort zum Sonntag kennt jeder. Das ist wie beim Fußball – in jedem von uns steckt ein kleiner Bundestrainer. Und so meinen viele, daß sie auch dieser Sendeform Ratschläge mit auf den Weg geben könnten. Forderungen nach mehr Aktua-

lität, mehr Professionalität, mehr Prominenz werden immer wieder laut, belegt mit zweifelhaften Umfrageergebnissen, die Produktionsbedingungen außer acht lassend. „Ein gutes Wort zum Sonntag lebt von der Kunst, Nichtalltägliches an alltäglichen Menschen zu sehen und ihnen mit alltäglichen Worten Nichtalltägliches zu sagen.“ Jörg Zink muß es wissen, der mit dieser Formel die Meßlatte für Wort zum Sonntag-Sprecherinnen und -Sprecher schon vor Jahren ziemlich hoch gehängt hat – und sie auch heute nicht niedriger zu hängen braucht. Er hat am bisher häufigsten diese Sendeform bestritten, war wie wenige sonst in der Lage, den Zuschauern tatsächlich etwas mitzugeben, das sie zum Nachdenken, zum Widerspruch herausforderte.

Mit alltäglichen Worten Nichtalltägliches sagen

Seit Mai 1954 versuchen die Sprecherinnen und Sprecher jeden Samstagabend in zunächst etwa fünf Minuten, später kürzer, den meist zufälligen Zuschauerinnen und Zuschauern ein „authentisches Zeugnis“ zu geben. Das gelingt nicht immer, und ein Satz wie „das Geheimnis des einen Gottes in drei Personen in den Schriften Hildegards von Bingen“ ist nur ein willkürliches Beispiel dafür, was nicht sein darf, aber immer wieder geschah: Theologisch einwandfrei, aber nicht persönlich zu sprechen. Kein Wunder, daß *Hanns Dieter Hüsch* oder *Otto Waalkes* dieses Format zum Gegenstand ihrer kabarettistischen Auftritte gemacht haben.

Für *Ludger Verst*, früherer Rundfunkreferent in der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, gehören religiöse Schlagworte nicht an den Platz zwischen „Tagesthemen“ und Actionfilm. Hier sollte ein „Zwischenruf“ erfolgen. Das aber habe die Sendung zuletzt immer weniger erreicht: „Irgendwie nervt sie, irgendwie stört sie, aber nicht richtig“, schrieb Verst im März 1998 im Fachinformationsdienst „Funkkorrespondenz“. „Was ihr fehlt, sind Biß, Tempo, Farbe. Da der zu verkündigende Gott der Christen nun mal eine eher leise, unaufdringliche Stimme hat, braucht die Sendereihe für den polytheistischen Markt der Bilder und Töne Lautsprecher. Ein anderes Wort übrigens für Propheten. Aber bitte nicht als Verstärker ausschließlich moralischer Botschaften.“

Verst meint, im Wort zum Sonntag müsse es gehen um vereinsamte Witwen, Arbeitslose, Junkies, ungerechte Richter, Fußballgötter, korrupte Politiker, Narren und Heilige – und darüber, „wie in den Scheinheiligkeiten dieser Welt das nahegekommene, noch unsichtbare Gottesreich zum Greifen nahegebracht werden kann“. Und dies könne am besten da geschehen, wo aus der Botschaft Kundschaft werden könne – vor Ort in Straßencafés und Wohnsilos, auf dem Kirchplatz, in der U-Bahn. Verst bemüht den Apostel Paulus: „Auf dem Marktplatz mit den zufällig Anwesenden“ (Apg 17, 17), getreu dem Motto: „Kommt her und seht – dann geht und sagt!“

Da trifft sich der katholische Theologe mit dem evangelischen Pfarrer Zink. Denn der Auftritt im Wort zum Sonntag ist repräsentativ für die Kirchen insgesamt. So fordert Zink von den Kirchen die *Bereitschaft zum offenen Gespräch*. Dies sei wichtiger, als auf Besitzständen zu bestehen. Die Kirchen müßten ihre Vorstellungen auf dem immer offener werdenden Markt der Meinungen offensiv vertreten, meinte er anläßlich des 40. Geburtstages der Sendereihe 1994 in Hamburg. Deshalb warne er davor, sie soweit anzupassen, daß das Wort zum Sonntag als christliches Wort nicht mehr erkennbar sei. Es müsse sich grenzenlos der „Themen annehmen, die den Alltag bestimmen, und zu ihnen das Besondere sagen, das nur die Kirchen sagen“. Das schließe ein, so Zink, daß sich die Autoren „nicht um politische oder kulturelle Stellungnahmen drücken, wenn die Situation so exemplarisch oder so symptomatisch ist, daß sie einen Blick freigibt auf den Hintergrund der Menschenszene auf diesem Erdball“.

Er selbst hat es vorgemacht, als er in den Tagen des Geiseldramas von Mogadischu den vorgefertigten Beitrag kippte und live aus dem Studio sein Wort zum Sonntag sprach. Oder als er bei anderer Gelegenheit so profiliert zum Schutz für die Umwelt aufrief, daß man ihm vorwarf, er betreibe Propaganda für die Grünen. So erreicht das Wort zum Sonntag nicht nur jene, die sich durch eine solche Sendung in ihrem Christsein bestärken lassen, sondern gelegentlich auch jene, die eher zufällig einen solchen Beitrag sehen. Es beiden gerecht zu machen, ist die Kunst derer, die vor der Kamera sitzen.

Verzicht auf dröhnendes Bekennen

Entscheidend ist nach Zinks Meinung die *Glaubwürdigkeit* des Sprechers oder der Sprecherin gegenüber sich selbst und den Zuschauern. „Das bedeutet den Verzicht auf alle medialen Mittel, mit denen Überlegenheit dargestellt werden soll. Verzicht auf alle Mittel der Repräsentation, der filmischen Aufblähung von tatsächlich geringen Mitteln. Verzicht auf Fassaden optischer und akustischer Art. Verzicht auf dröhnendes Bekennen.“ Also Absage an alles, was fernsehgerecht wäre – Bilder, Trailer, Musik, Effekte? Es gibt nicht wenige, die gerade in dieser *Kargheit der Mittel* die Ursache für das Überleben dieser Sendereihe über Jahrzehnte hin sehen. Verständlich wird diese immer noch anachronistisch anmutende Haltung, wenn das Wort zum Sonntag als „Hausbesuch bei vielen einzelnen“ gesehen wird. Schließlich erschöpft es sich nicht in den vier bis fünf Minuten zwischen „Tagesthemen“ und Spätfilm oder anderer Abendunterhaltung, sondern bedeutet für Autorin und Autor anschließend unzählige Telefonate, manchmal Hunderte schriftlicher Anfragen, Ergänzungen, auch Beschimpfungen. Bei der jetzt durchgeführten Reform ist zweierlei auffallend: Die Anregung, überhaupt etwas zu verändern, kam nicht von der ARD. Sie beobachtete den langsamen Verfall der

Einschaltquoten zwar stirnrundelnd, aber ohne jegliche Forderung nach Änderung oder Androhung einer Verlegung des Sendeplatzes. Das Streben nach Reform kam aus den Kirchen selbst; möglicherweise gelang es erstmals, alles Unbehagen am Status quo zu bündeln, so daß aus bisherigen Einzelkämpfern nun eine relevante Größe wurde, die Liebgewordenes in Frage stellen wollte und konnte. Bemerkenswert ist jedoch vor allem, daß die weitgehend säkularisierte Öffentlichkeit die Reformbemühungen um Das Wort zum Sonntag aufmerksam und erwartungsvoll beobachtete, mit Kommentaren begleitete und keineswegs den Eindruck erweckte, als wolle sie künftig auf dieses Ritual am Samstagabend im Ersten Programm verzichten. Ganz im Gegenteil: Eher gab es Ermutigung, Bewährtes weiterzuführen und Neues behutsam einzufügen.

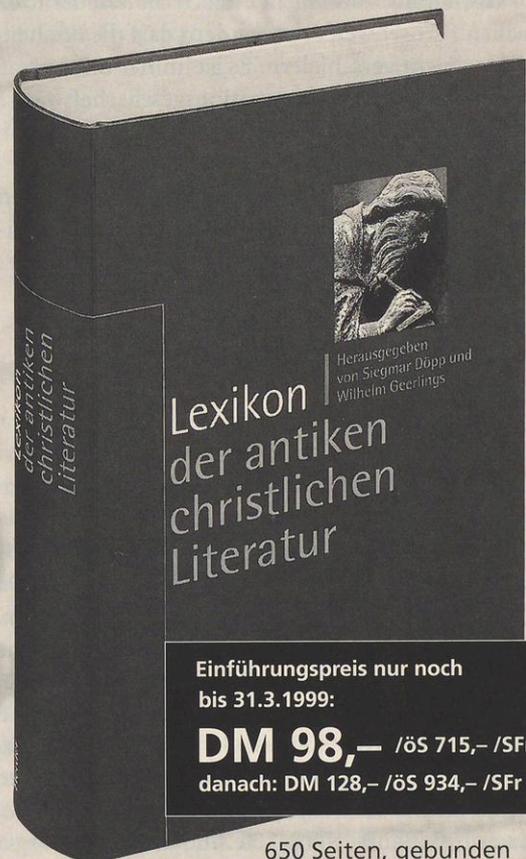
Spätestens seit der Einführung des privat-kommerziellen Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland vor mehr als zehn Jahren haben sich die Rezeptionsgewohnheiten der Zuschauer gewandelt. Dies ist inzwischen Allgemeingut. Dem Strom der immer schnelleren Schnitte, ungewohnten Kameraperspektiven, der Atemlosigkeit von Bildern und Tönen hat sich Das Wort zum Sonntag vehement widersetzt. Es hat dadurch sein eigenes Profil behalten. Nicht zuletzt auch deshalb ist es inzwischen „kultig“, wird von Jung und Alt akzeptiert.

Dies hängt auch damit zusammen, daß es in seiner Altertümlichkeit etwas antizipiert (hat), was viele „moderne“ Sendeformate auszeichnet: die *extreme Ritualisierung*. Jede der erfolgreichen Talkshows am Nachmittag ist in ein Format gebettet, das nichts anderes ist als ein Ritual. Ein Ritual zudem, das eine hohe Wiedererkennbarkeit garantiert und so dem Zuschauer so etwas wie ein Heimatgefühl gibt, weil sich Vertrautes immer wieder neu ereignet. Zwar ist die einzige regelmäßige Verkündigungssendung im Ersten inzwischen 45 Jahre alt, aber in der Konsequenz des Beibehaltens einer bestimmten äußeren Form gehört diese Verkündigungssendung zum Modernsten, was das Medium zu bieten hat.

Wäre da nicht der bisherige ständige Wechsel der Sprecherinnen und Sprecher gewesen. Zum Formatfernsehen gehören nicht nur der stets gleiche Sendeplatz und der stets gleiche Ablauf, sondern auch das stets gleiche Gesicht. Insofern ist die Entscheidung, es künftig bei maximal acht Sprecherinnen und Sprechern – je vier in jeder Konfession – zu belassen, nur konsequent. Das bedeutet: Das Format bleibt erhalten, verändert sich aber im äußeren Erscheinungsbild und paßt sich so den Sehgewohnheiten des Publikums mehr als bisher an. *Reinhold Jacobi*, Leiter der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz und katholischerseits verantwortlich für diesen Sendeplatz, benennt das Ziel: „Veränderung im Sinne von Optimierung.“ Dazu gehöre künftig eine bessere Erkennbarkeit sowie der Versuch, so etwas wie eine „kontinuierliche Theologie zu entwickeln“.

Was dies sein wird, ist noch nicht erkennbar. Vor fünf Jahren

Das einzigartige Nachschlagewerk über die Literatur der christlichen Antike



Einführungspreis nur noch bis 31.3.1999:

DM 98,- /öS 715,- /SFr 93,-
danach: DM 128,- /öS 934,- /SFr 122,-

650 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
ISBN 3-451-23786-5

- kompakte Übersicht über Leben und Werk der antiken christlichen Autoren bis ins 8. Jahrhundert
- präzise Informationen über alle wichtigen Gattungen der antiken christlichen Literatur
- weiterführende Bibliographien auf aktuellem Forschungsstand
- Grundlagenwissen für historische, theologische, philosophische und literaturwissenschaftliche Studien

Erhältlich in jeder Buchhandlung oder bei:
D+A: Freiburger BuchVersand
Habsburgerstraße 116 - 79104 Freiburg
CH: Herder AG Basel, Postfach, CH-4133 Pratteln 1

HERDER

hatte Bischof *Karl Lehmann*, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, als Maßstab genannt: „Die Rede muß, gerade nach den Nachrichten, zeit- und situationsbezogen sein. Anpassung wäre tödlich. Denn das, was Das Wort zum Sonntag sagen muß, kann nicht einfach die Wiederholung der üblichen Fernsehwelt sein, sondern darf die Freiheit des Evangeliums nicht verschleiern. Es ist immer unangepaßt und provokativ.“ Unsere Informationsgesellschaft verträgt und erträgt keine Abschlußgedanken, keine letzte Autorität mehr. Aber auch gutgemeinte Sätze werden nicht mehr das Publikum erreichen und bewegen, so die These von Verst. „Es braucht Navigationskünstler der Postmoderne, Zwischenrufer, Störenfriede, Lautsprecher, Propheten und Dienstleister einer ‚Wahrheit, die getan werden muß‘.“

Anpassung wäre tödlich

Seit Anfang Februar ist zu besichtigen, was die Reform gebracht hat. *Stephan Wahl* (Pfarrer, 38 Jahre, SR), *Ernst Albrecht* (Priester und Mitarbeiter des Rundfunk- und Fernsehbeauftragten der Freisinger Bischofskonferenz, 37 Jahre, BR), *Barbara Deifel-Vogelmann* (Referentin des Diözesanrats Rottenburg-Stuttgart, 28 Jahre, SWR) und *Regina Räthel* (Religionslehrerin, 46 Jahre, ORB) werden für die katholische Kirche die Sprecherrolle übernehmen. Die evangelische Kirche hat bislang drei Frauen nominiert: *Oda-Gebbine Holze-Stäblein* (Superintendentin, 56 Jahre, NDR), *Andrea Schneider* (Medienreferentin und Pastorin im Bund evangelisch-freikirchlicher Gemeinden, NDR) sowie *Mechthild Werner* (Pfarrerin, 36 Jahre, SWR). Sie sind aus einem sorgfältigen Ausleseprozeß als „Siegerinnen und Sieger“ hervorgegangen, bei dem auch ihre Wirkung auf das Fernsehpublikum getestet wurde. Daß es zu einer „Verteilung“ zwischen Männern und Frauen kam, daß jemand aus den Neuen Bundesländern dabei ist, daß es geweihte bzw. ordinierte Sprecherinnen und Sprecher ebenso gibt wie Laienkräfte, hat sich ergeben, ohne daß zuvor ein Proporz ausgehandelt worden wäre.

Denn so, wie sich die Rezeption von Fernsehprogrammen generell gewandelt hat, so auch die Aufnahmebereitschaft für religiöse Botschaften. Das Publikum bedient sich aus dem Angebot dessen, was Einzelpersonen und Gemeinschaften an mehr oder weniger Sinnvollem anzubieten haben. Dabei spielt der Absender der Botschaft immer weniger eine zentrale Rolle; vielfach setzen sich Zuschauer und Zuschauerinnen ihre – jeweils aktuelle – Weltanschauung aus dem zusammen, was an Antworten auf Sinnfragen, als Lösungen bei Lebenskrisen oder Hilfen zur Bewältigung sozialer Konflikte gerade „auf dem Markt“ ist. Das mag man seitens der verfaßten Kirchen bedauern, der Trend ist freilich seit langem absehbar. Und es wächst nicht der Eindruck, als würde er sich kurzfristig wenden lassen.

In diesem Angebot an Lösungsansätzen wird auch das Wort zum Sonntag seinen Platz finden. Unterscheidbar, weil es von Personen gesprochen wird, die sehr persönlich von ihrem Glauben sprechen, die vermitteln können, daß es mehr gibt als nur Kommerz, Spaß und Unverbindlichkeit. Und daß dieses Mehr wichtig sein kann für jeden einzelnen, der am Samstagabend vor dem Fernsehschirm sitzt. Völlig abgehoben vom übrigen Fernsehmenü „soll die Nation für ein paar Minuten spüren, was ein Menschenleben ausmacht, was sich nicht schaffen, kaufen, ersteigern, greifen und wieder wegwerfen läßt“, beschreibt der langjährige Sprecher *Hartmut Walsdorff* die Herausforderung. „Trösten, Aufrütteln, ein Handvoll Hoffnung schüren. Und das bitte möglichst gleichzeitig bei Menschen jeder Art, jeden Alters, jeder Einstellung, jeder Bildung, jeden Schicksals. Sie alle abholen und ihnen quasi im Handumdrehen etwas Verständliches und Hilfreiches sagen.“ Das erscheint nahe an der Quadratur des Kreises.

Die Verantwortlichen haben der Versuchung widerstanden, Das Wort zum Sonntag mittels zeitgeistiger und technischer Spielereien „aufzumotzen“. Das Format bleibt ganz *bewußt wortlastig*. Damit könnte es angesichts der umgebenden Bilderflut einen deutlichen Akzent setzen. Ein Widerhaken, den manch einer als wohltuend empfinden mag, ehe er wieder in die actionreichen Programmangebote des Spätabends entlassen wird. Was RTL mit seinen „Bibelclips“ vorexerziert, das zeigt, daß es sich auch in Quotenwährung rechnet, gegen den Programmstrom zu schwimmen. Hier gelingt nämlich vorbildlich, mit den Mitteln des Mediums und unter Einbeziehung aktueller Bilder die biblische Botschaft schnörkellos zu vermitteln.

Verbesserungen auch in der Probephase

Im Vorfeld der jetzigen Form sind auch Pilotfilme erstellt worden, Versuche, eine neue Formen- und Bildsprache zu finden. Sie kranken nicht zuletzt daran, daß sie zwar für sich genommen durchaus diskussionswürdig waren, dem Anspruch aber, Woche für Woche in der gleichen Intensität produziert werden zu können, nicht gerecht wurden. Der Sprecher vergangener Tage hinter einem Pflug auf dem Acker oder an Barrenstangen turnend ist als Einzelstück bemerkenswert und bleibt auch in der Erinnerung haften. Die allwöchentliche Präsenz birgt die Gefahr, daß solche optischen Akzentuierungen sich abnutzen, das Eigentliche überdecken und irgendwann ebenso beliebig werden wie die schlichte Beschränkung auf die Person des Sprechers und seiner Worte.

Bei letzteren allerdings bedarf es ständiger Schulung, auch des Dialogs mit anderen Fernsehmachern. Manches, was gelegentlich durchaus gutwillig über den Bildschirm kam, war dem Publikum bei näherem Hinsehen nicht zuzumuten. Nicht wegen der Botschaft, sondern wegen der Form, in der

sie daherkam. Was seit Anfang Februar auf dem Schirm zu sehen ist, ist sicher noch nicht die letztgültige Form. Man wird abwarten müssen, wie sich die Entscheidung bewährt, einen Autor oder eine Autorin viermal hintereinander auf den Schirm zu lassen mit der Absicht, daß sich eine gewisse Vertrautheit mit dem Publikum entwickelt, daß ein Gedanke

über mehrere Samstage geführt werden oder daß sich ein bestimmtes Profil ausprägen kann. Die in ökumenischer Einmütigkeit entwickelte neue Form läßt hoffen, daß Verbesserungen dann eingeführt werden, wenn sie sich als unausweichlich herausstellen, auch wenn die jetzige Form zunächst für zwei Jahre festgelegt worden ist.

Martin Thull

Von der Würde der Opfer

Zur internationalen Auseinandersetzung mit der Last jüngster Geschichte

Ob in Südafrika, Guatemala oder den postkommunistischen Ländern Europas: In verschiedenen Teilen der Erde geht es heute um die schwierige Frage, ob und wie nach Ablösung eines verbrecherischen Regimes die Last der Vergangenheit aufgearbeitet werden kann. Der folgende Beitrag des Hamburger Sozialethikers Thomas Hoppe basiert auf einem Vortrag bei einer Tagung der Projektgruppe „Versöhnung“ der Deutschen Kommission Justitia et Pax (vgl. ds. Heft, S. 118 ff.).

In den letzten Jahren wurden im In- und Ausland zahlreiche Publikationen vorgelegt, die der Auseinandersetzung mit der Last jüngster Geschichte gelten. Sie versuchen zu bestimmen, worin angemessene Formen der Erinnerung an diese Last bestehen, warum sie notwendig sind und welchen Beitrag zu etwaigen Prozessen der Aussöhnung sie leisten können. Vierterlei Besonderheiten in den unterschiedlichen Ländersituationen lassen zwar Vorsicht beim Ziehen direkter Vergleiche und Parallelen geraten scheinen. Doch begegnen in den je einzelnen Fallstudien durchaus gemeinsame Strukturmerkmale, auf die eine sozialetische Reflexion dieses Problemzusammenhangs aufmerksam zu machen hat.

Tiefreichende Erfahrungen von Leid und Unrecht bewirken regelmäßig, daß derjenige, der ihnen ausgesetzt ist, aus dem Kontext einer gemeinsamen Lebenswelt mit denjenigen, von denen er dies erfährt, gewissermaßen „herausfällt“: Was ihm zustößt, ist ja nichts anderes als die Negation seines fundamentalen Rechts auf eine menschenwürdige Behandlung durch die Täter. Diese Negation kann unterschiedliche Formen annehmen, vor allem auch verschiedene Grade der Subtilität. Besonders sinnfällig wird sie dort, wo Menschen der physischen Bedrohung ihres Lebens zum Opfer fallen oder miterleben müssen, daß dies an ihren Angehörigen geschieht. Weitaus subtiler, aber auf Dauer kaum weniger traumatisierend sind fortgesetzte Versuche der „Zersetzung“ einer Persönlichkeit durch Methoden psychischer Folter.

Die Folgen solcher Erfahrungen liegen nicht nur in der nachhaltigen Beschädigung von Lebenssituationen, in der dauerhaften Konfrontation mit kaum bewältigbaren Erinnerungen

und in der Zerstörung vielfältiger Lebensmöglichkeiten durch die erlittenen Formen der Gewalt. Sie bestehen darüber hinaus in einem fundamentalen Verlust des „Weltvertrauens“ und der elementaren Befähigung zu einem Vertrauensverhältnis zu Mitmenschen. Fast immer ist dieser Verlust an Vertrauensfähigkeit mit der Wahrnehmung verbunden, daß die Eigenart der persönlichen Erfahrung von niemandem erfaßt werden kann, der nicht zumindest etwas Ähnliches erleiden mußte.

Für die Opfer ein Wettlauf zwischen Hase und Igel

Situationen extremer Ohnmacht und völligen Ausgeliefertseins bringen eine Weltwahrnehmung mit sich, der nichts mehr als verlässlich gilt – insbesondere nicht das, was landläufig für ein Kennzeichen zivilisatorischer Normalität gehalten wird. Der Zerfall bisheriger Plausibilitäten verändert nicht nur grundlegend den Blick auf die Abläufe in der Lebenswelt. Das Wissen darum, zu welchen Grausamkeiten menschliches Handeln imstande ist, verursacht vor allem eine beständige tiefe Traurigkeit, die kaum getröstet werden kann und daher vielfach in schwere Erkrankungen oder in Verzweiflungshandlungen mündet. So konstituiert sich eine „Opferperspektive“, die sich von derjenigen der Täter oder unbeteiligter Zuschauer abgründig unterscheidet und häufig auch für die nachfolgende Generation mit nachhaltigen Beeinträchtigungen ihrer Lebensmöglichkeiten verbunden ist. Das Verhaftetsein in einer Opferperspektive ist besonders